

zu deinem Geliebten gehen mußt. Es ist eine Geschichte, die man sich wohl zunutze machen möchte, aber sie ist etwas lang; ich fürchte, ich halte dich von deinem Wege ab. Ich will dich nicht festhalten, darum geh jetzt; nachher steht uns ja reichliche Zeit zugebote, und ich erzähle sie dir.“ — Mâhi-Schefer indessen erwiderte: „Ich bitte dich, erzähle jetzt, ich möchte hören — und mich belehren — was ist es für eine Geschichte?“ — worauf der Papagai anhub:

Geschichte von dem Schädel, durch den achtzig Menschen das Leben verloren.

Im Lande Jemen lebte vor Zeiten ein Kaufmann mit Namen Djewher-Schinâs, der außer einer einzigen Tochter keine Kinder hatte. Als derselbe einmal auf dem freien Felde spazierenging, stieß er unversehens auf einen Menschenkopf. Er nahm denselben in die Hand und betrachtete ihn. Es war eine ausgetrocknete Hirnschale, welcher aber von dem Griffel der Allmacht auf die Stirn die Worte geschrieben waren: „Da dieser Schädel lebte, sind achtzig Menschen durch ihn umgekommen, und lange Zeit nach seinem Tode werden abermals achtzig Menschen durch ihn das Leben verlieren.“

Djewher=Schinâs las die Schrift und erstaunte sehr über die seltsame Geschichte. „Dieser Schädel“, sprach er bei sich selbst, „muß einem Helden angehört haben, daß es hier heißt, er habe bei seinen Lebzeiten achtzig Menschen erschlagen. Oder“, fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „es könnte auch Jemand gewesen sein, der als Henker in Diensten irgendeines Herrschers achtzig Leute hingerichtet, oder drittens könnte es auch ein arger Verbrecher gewesen sein, der durch Hinterlist die achtzig umbrachte. Wie ist es nun aber möglich, daß er nach dem Tode noch wieder achtzig Menschen das Leben kosten soll? Ich möchte doch sehen, was für ein Wunder Gott hier offenbaren wird.“ — Mit diesen Worten hob er den Schädel auf und nahm ihn mit sich nach Hause; dort angekommen, zermalmte er ihn zu Staub, that ihn so in eine Büchse und verschloß diese sorgfältig in einer Kiste.

Kurze Zeit darauf sah er sich genöthigt, eine Handelsreise zu unternehmen; er traf zu dem Ende seine Vorbereitungen und machte sich auf den Weg. Wir wollen aber zunächst in seinem Wohnorte verbleiben. Kaum war er abgereist, als seine Tochter die bewußte Kiste öffnete, um ihres Vaters hübsche Sachen zu besehen, bei welcher Gelegenheit ihr die Büchse mit dem zermalmten Schädel in die Hände fiel. Sie öffnete den Deckel dersel-

ben und blickte hinein; was fand sie aber? Nichts als eine Handvoll Staub! „Was mag dies denn sein?“ sprach sie bei sich selbst und nahm aus Neugier etwas in den Mund. Kaum hatte sie aber dies verschluckt, als in ihren Eingeweiden eine Störung vor sich ging; ohne Gatten war sie guter Hoffnung geworden, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen Knaben, den sie Ibn-el-Ghaib, den Sohn der Verborgenheit, nannte.

Nach vielen Jahren kam Djewher-Schinâs von seiner Handelsreise zurück, und siehe da, er fand in seinem Hause einen wohlerzogenen, verständigen, ehrbaren, artigen Burschen umhergehend. Er fragte, wer derselbe wäre, worauf seine Frau ihm erzählte, wie ihre Tochter von dem Staube in der besagten Büchse, in der Meinung, es sei etwas Anderes, genossen, wie sie davon schwanger geworden sei und diesen Sohn geboren habe. Djewher-Schinâs, der um den Zusammenhang der Sache wußte, erkannte nunmehr sogleich, daß das in der anfangslosen Ewigkeit niedergeschriebene Geschick unabänderlich feststehe, und daß das göttliche Verhängniß sich durch diesen Knaben erfüllen solle.

Nach einiger Zeit kamen von der Stadt Semâ her eine große Anzahl von Kaufleuten nach Jemen, welche Edelsteine führten. Djewher-Schinâs begab sich zu ihnen, kaufte ihnen einige kost-

bare Steine ab und brachte sie nach Hause, wo er sie dem Ibn-el-Ghaib zeigte. Dieser sonderte sogleich zwei derselben aus, indem er sprach: „Mein verehrter Vater, dies hier sind keine Edelsteine, es ist nur eine Art werthlosen Glasflusses.“ — Djewher-Schinâs glaubte dem Burschen überall und so auch hier; er nahm die beiden Steine und kehrte damit zu den Verkäufern zurück, um sie zur Zurücknahme zu bewegen, da es Glasfluß sei. „Woher weißt du das?“ fragten die Kaufleute, welche sie ihm gegeben. „Dieser Knabe“, antwortete er, „hat es mir gesagt. Ich schenke demselben das vollkommenste Vertrauen, und kurz, ich nehme die Steine nicht.“

Die Kaufleute, welche selbst nicht wußten, daß sie unter ihren Steinen unechte hatten, machten sich nunmehr gemeinschaftlich daran, sie sorgfältig zu prüfen, und da ergab es sich wirklich, daß die zurückgegebenen nur Glasstückchen waren. Nachdem sie sich hiervon überzeugt hatten, warfen sie sich vor dem Djewher-Schinâs auf die Knie und flehten ihn an, er möge ihnen doch den Knaben überlassen, sie wollten ihm dafür geben, was er begehre. Djewher-Schinâs hatte keine Lust, sich von dem Ibn-el-Ghaib zu trennen, dieser aber bat selbst reisen zu dürfen. „Ueberlaß mich“, sprach er, „diesen Kaufleuten, ich möchte sie auf ihren Handelsreisen begleiten und so die weite Welt

sehen. Wenn du auch um meinen Ursprung weißt, so kennt ihn doch der große Haufe nicht; man neckt und höhnt mich als ein vaterloses Kind. Laß mich darum ziehen, dadurch entgehe ich dem Hohn und den Neckereien, und auch du brauchst den Spott nicht mehr zu scheuen."

Djewher=Schinâs ließ sich durch diese Worte bereden, sodaß er den Ibn=el=Ghaib den Kaufleuten übergab, indem er sprach: „Hütet den Knaben, als habe Gott ihn euch anvertraut.“ — An einem Tage guter Vorbedeutung brach dann die Karavane auf und zog ihrer Heimat Semât zu, wo sie bald anlangte.

Es war aber in der besagten Stadt ein mächtiger König, der einen klugen und gelehrten Bezier, Râmbîn mit Namen, besaß. Dieser Râmbîn hielt sich eine große Anzahl kostbarer, lieblicher Sklavinnen, unter denen eine, sie hieß Râmdjûi, sich durch Schönheit besonders auszeichnete. Wegen dieser Eigenschaft liebte sie ihr Herr mehr als alle Andern, weshalb er sie auch zur Gebieterin der Letztern gemacht hatte. Eines Tages nun ging Râmbîn in seinem Garten spazieren und setzte sich in einen Kiosch am Ufer eines Teiches nieder. Râmdjûi saß neben ihm, und die übrigen Sklavinnen belustigten sich am Ufer des Teiches, indem sie lebendige Fische fingen, dieselben in ein Becken legten und dann vor den Bezier hinstellten. Als

nun Râmdjûi sah, daß die Fische in dem Becken sich bewegten, da verschleierte sie sich und sah zur Seite. Der Bezier, der dies bemerkte, fragte sie, weshalb sie ihr Gesicht verhülle? — „Mein Herr“, antwortete sie, „wie du siehst, sind diese Fische lebendig, es könnte leicht unter ihnen ein Männchen sein, und wenn dessen Auge mich träfe, dann wäre ich von Jemand Fremdes gesehen worden. Auf meiner Schamhaftigkeit Wohnsitz (d. i. das Gesicht) soll aber nicht einmal eines männlichen Thieres Blicke fallen, geschweige denn der eines Mannes!“

Der Bezier lobte und pries seiner Sklavin Ehrsamkeit und Zucht. Aber in demselben Augenblicke huben die sämtlichen Fische in dem Becken laut zu lachen an, was die Râmdjûi sehr verwirrte und nachdenklich stimmte. Dieser Umstand flößte dem Bezier Argwohn ein, und er erkundigte sich bei vielen Gelehrten und Weltweisen nach dem geheimnißvollen Grunde jenes Lachens. Aber da war Keiner, der ihm Aufklärung geben konnte; nur ward ihm von ihrer Einem die Antwort zu theil: „Wenn irgendein Mensch dies weiß, so ist es ein Kaufmannssohn, Namens Ibn-el-Ghaib; nur der vermöchte Aufschluß darüber zu geben, da er der wilden Thiere und Vögel Sprache versteht.“

Auf diese Empfehlung ließ der Bezier sofort den Ibn-el-Ghaib zu sich kommen und erzählte

ihm umständlich, was vorgefallen war. Der Knabe ließ nun das Becken vor sich hinsetzen und sprach, nachdem er die darin befindlichen Fische eine Weile angesehen hatte: „Wenn du erlaubst, o Bezier, so will ich dir die Sache ohne Beisein Anderer mittheilen; es ist nämlich eine etwas schmählische Geschichte.“ — Der Bezier hieß darauf alle Anwesenden sich entfernen, und nachdem dies geschehen, sprach Ibn-el-Ghaib: „Die Fische sagen, der Bezier habe vierzig reizende Sklavinnen, und jede dieser vierzig halte in ihrer Wohnung einen schönen Jüngling versteckt, um sich ohne Vorwissen des Emirs mit ihm zu belustigen. Wenn nun, sagen die Fische, Kâmdjûi die Gebieterin aller dieser Mädchen ist, wenn auf Kâmdjûi's Rath die Andern sich dem Laster ergeben haben, wenn endlich Kâmdjûi gieriger als alle Andern hinter der Sünde her ist, und dieselbe Kâmdjûi sich dann noch scheut, von Thieren wie wir sind angesehen zu werden, ist es da wol zu verwundern, wenn wir lachen?“

Als der Bezier dies aus Ibn-el-Ghaib's Munde vernahm, eilte er in sein Harem und durchsuchte die Kammern der Mägde, eine nach der andern. Und in der That fand er in den vierzig Kammern je einen jungen Mann versteckt! Ohne zu zögern ließ er nun die vierzig Mägde mit ihren vierzig Liebhabern, also zusammen achtzig Personen, auf den Richtplatz hinausführen und um-

bringen. Hätte Kândjûi nicht den Pfad der Verstellung betreten, da würde dies Unglück sie nicht betroffen haben.

Mit diesen Worten schloß der Papagai seine Erzählung. Dann aber wandte er sich wieder an Mâhi-Schefer mit den Worten: „Darum so hüte dich wohl, dich in Gegenwart deines Geliebten zu verstellen.“ — „Aber“, entgegnete ihm die junge Frau, „warum tadelt man denn die Verstellung so sehr?“ — „Weil“, antwortete der Papagai, „Verstellung am Ende zu Treulosigkeit wird, und in der Welt nichts so verächtlich und schlecht ist als letztere. Treulosigkeit, das rathe ich dir, laß dir ja nie zuschulden kommen, es möchte dir sonst ergehen wie unter den Frauen der Heme-Nâz und unter den Männern dem Muchtâr, welche bis zum Jüngsten Gericht hin als treulos und verrätherisch verrufen sind.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Schefer, und der Papagai hub an:

Geschichte vom König Djâmasp und seinem Papagai.

Wie man erzählt, war einst in Aegypten ein König mit Namen Djâmasp. Derselbe besaß